

Kurzer Lebenslauf

Woher komme ich? Was bin ich? Wohin gehe ich? Die Person erneuert sich ständig, die Person ist immer eine Andere. Und mein Ich ist mehr als diese Personen. Ich bin mehr als das, was ich war, bin und sein werde. Ich bin das alles. – Eine ironische Lebensbetrachtung.

Gezeugt wurde ich zwei Monate vor der Nobelpreis-Verleihung an Albert Camus, der die menschliche Existenz als absurd begriff.

An Weihnachten desselben Jahres machte ich mich zum ersten Mal bemerkbar, indem ich während der Mitternachtsmesse mit meinen Beinchen gegen die mütterliche Bauchdecke stiess.

Geboren wurde ich, als mein Vater vierunddreissig und meine Mutter neunundzwanzig Jahre zählten.

Ich war das fünfte Kind und wurde wie die vorangegangenen und die drei nachkommenden gestillt, musste die Milch aber mit einem Mädchen teilen, deren Mutter keine eigene Milch hatte.

Mit zwei Jahren erhielt ich einen Bruder, auf den ich anfangs eifersüchtig war, der aber bald mein liebster Spielgefährte wurde.

Mit drei überstand ich eine Lungenentzündung.

Mit fünf ertrank ich beinahe vor Rimini, als eine Welle mich von der Luftmatratze spülte. Im gleichen Jahr lernte ich schreiben.

Mit sechs hatte ich einen Leistenbruch und brüstete mich vor den Freunden mit der Operation.

Mit sieben begann ich eine Mitschülerin anzuhimmeln, die mich vier Jahre später mit einer schallenden Ohrfeige schwer enttäuschen sollte.

Mit neun machte ich monatelang keine Hausaufgaben, die Lehrerin informierte meine Eltern und ich musste wochenlang bis spät in die Nacht hinein nacharbeiten. Ich erinnere mich gut an einen dicken Geschichtsordner, der zur Gänze abgeschrieben werden musste. Erstaunlicherweise fand ich Gefallen an dieser Arbeit, sie hat mich zum Schriftsteller gemacht.

Mit zehn verpasste ich die erste Mondlandung am Fernsehen, da meine Eltern mir nicht erlaubten, bis zur nächtlichen Direktübertragung aufzubleiben oder anderntags die Geigenstunde zu schwänzen.

Mit zwölf wollte ich wie die älteren Brüder Priester werden und verliess das Elternhaus, um in ein katholisches Internat einzutreten.

Mit dreizehn entdeckte ich das Malen, mit fünfzehn die Briefe Vincent van Goghs an seinen Bruder Theo, mit sechzehn die Frauen – allerdings nur aus gebührender Entfernung.

Mit siebzehn war ich unglücklich.

Mit achtzehn hatte ich keine Ahnung von den Wirren der Liebe, sehnte mich aber nach ihnen.

Mit neunzehn bestand ich die Reifeprüfung, fühlte mich danach aber keineswegs reif oder auch nur reifer als zuvor.

Mit zwanzig verliebte ich mich in ein Mädchen, dem ich nicht gerecht wurde und das mich deshalb schon bald betrog.

Mit einundzwanzig stellte ich die Staffelei in die Ecke und kaufte mir im Brockenhaus eine Hermes Media.

Mit zweiundzwanzig hatte ich vor, den Brotberuf des Zeichenlehrers zu erlernen, brach die Ausbildung jedoch ab, als ich merkte, dass ich Kindern die Perspektive würde beibringen müssen.

In dieser Zeit erlebte ich, wie Jugendliche auf die Strasse gingen und ihrem Unmut Luft machten, indem sie Fassaden verschmierten, Schaufenster einschlugen und sich mit Polizisten prügeln. Diese sogenannten Jugendunruhen haben mich politisiert.

Mit dreiundzwanzig trat ich aus der Kirche aus und fasste den folgenschweren Entschluss, niemals einer Partei beizutreten.

Mit vierundzwanzig überwand ich mich nur schwer, meinen Lebensunterhalt künftig mit Jobben zu bestreiten.

Im selben Jahr pinselte ich Provokatives auf Plakate, die durch die Allgemeine Plakatgesellschaft in der ganzen Stadt aufgehängt wurden. Anonyme Drohbriefe bewogen mich, weitere Plakat-Aktionen zu lancieren.

Mit fünfundzwanzig lernte ich meine Lebenspartnerin kennen. Kurz darauf veröffentlichte ich mein erstes Buch.

Mit sechsundzwanzig war ich derart verschuldet, dass ich meinen Vater bitten musste, mir ein Darlehen zu gewähren, was er nach anfänglichem Zögern auch tat – unter der Bedingung, dass ich mich an der Universität einschrieb. Ich bin der Hochschule erst zwei Jahre später wieder entronnen.

Mit siebenundzwanzig trat ich meine erste Stelle an.

Mit achtundzwanzig sass ich vier Wochen im Gefängnis ein, da ich es abgelehnt hatte, mich darauf vorzubereiten, im Kriegsfall Zivilisten in einen Betonbunker zu sperren.

Mit neunundzwanzig trat ich meine zweite Stelle in einem Hilfswerk an und heiratete.

Mit einunddreissig gelang es mir, den Fall der Berliner Mauer am Fernsehen nicht zu verpassen.

Mit zweiunddreissig flog ich im Auftrag des Hilfswerks nach Indien, wo ich eine Art Weltbewusstsein erlangte.

Mit dreiunddreissig schaffte ich mir einen Computer an.

Mit vierunddreissig gründete ich einen Verlag, damit auch weiterhin mit mir zu rechnen war.

Mit fünfunddreissig erlitt ich einen Kollaps, erkannte jedoch, dass die Herausgabe eines eigenen Buches in einem eigenen Verlag keinem literarischen Todesurteil gleichkommt.

Mit sechsunddreissig erfuhr ich aus einem eingeschriebenen Brief des Finanzamtes, dass mein Schreiben eine Liebhaberei sei.

Mit achtunddreissig ging ein Preisregen auf mich nieder. Er galt leider nicht dem Inhalt eines Buches, sondern seiner Gestaltung.

Mit neununddreissig plünderte ich meine Pensionskasse und machte mich selbstständig.

Mit vierzig bekam ich Nesselfieber. Nach dem Besuch der Ostermesse trat ich wieder in die Kirche ein.

Mit einundvierzig beschwatzte ich die Friseurin, meine ergrauende Haarpracht mit Wasserstoffperoxyd zu blondieren.

Mit zweiundvierzig erlebte ich den Jahresbeginn 2000 unter den fallenden Sternen eines Feuerwerks.

Mit dreiundvierzig rieb ich mir die Augen vor den Fernsehbildern des Terroranschlags auf das World Trade Center in New York.

Mit vierundvierzig ärgerte ich mich über den Mauerbau in Israel.

Mit fünfundvierzig demonstrierte ich gegen die völkerrechtswidrige Besetzung des Irak durch die USA.

Mit siebenundvierzig nahm ich auf einmal auch das zweite Gesicht der Menschen wahr.

Mit neunundvierzig zog ich mit meiner Frau in eine grössere Wohnung und kaufte ein Sofa.

Mit fünfzig wurde ich Geschäftsführer des Hilfswerks.

Mit zweiundfünfzig fühlte ich mich alt.

Mit dreiundfünfzig fühlte ich mich jung.

Mit fünfundfünfzig fand ich einen Verleger, der sich damit anfreundete, dass in meinen Büchern hin und wieder Fotografien auftauchen.

Mit siebenundfünfzig veröffentlichte ich meine dialogische Autobiografie.

Mit sechzig gab ich die Hoffnung endgültig auf, jemals ein erfolgreicher Schriftsteller zu werden.

Mit einundsechzig beschloss ich, dennoch weiterzuschreiben.

Mit dreiundsechzig nun bin ich realistisch genug einzusehen, dass ich ein Träumer bin.

Poesie ist wie ein Liebeswort

Schreiben bedeutet nicht, sich vor dem Negativen wegzuducken, sondern ihm vielmehr etwas Liebevolltes und Aufrichtiges entgegenzusetzen, das den Geist aufrichtet. Was diese Zeit am dringendsten benötigt, um nicht in die technokratische Barbarei zu driften, sind Gedichte. – Poetische Gedanken über Poesie.

Als ich sechs war, schickten mich meine Eltern zu den Grosseltern väterlicherseits für drei Wochen in die Ferien. Der Grossvater war Westschweizer, die Grossmutter italienischer Abstammung und beide sprachen kein einziges Wort Deutsch. Ich hatte Mühe, mich zu verständigen. Schon bald befiel mich ein heftiges Heimweh, die Geschwister fehlten mir. Tagsüber wich die Einsamkeit nicht von meiner Seite, nachts kroch sie unter meine Bettdecke. Ich weinte im Dunkeln und schlafwandelte.

Es gibt mit Zeichnungen illustrierte Briefe, die sich erhalten haben. Von Lausanne aus beschwor ich die Eltern, mich heim nach Bern zu holen. Den Vater sprach ich mit Vornamen an, die Mutter nannte ich zärtlich Mami. Nichts half, die Eltern liessen sich nicht erweichen.

Mit neun machte ich monatelang keine Hausaufgaben, die Lehrerin informierte meine Eltern und ich musste wochenlang bis spät in die Nacht hinein nacharbeiten. Ich erinnere mich gut an einen dicken Geschichtsordner, der zur Gänze abgeschrieben und abgemalt

werden musste. Erstaunlicherweise fand ich Gefallen an der Straf-
arbeit.

Mit elf schrieb ich mein erstes Gedicht. Es war reim- und titellos. Ich
schrieb es mit Tusche auf ein pergamentartiges Papier und schenkte
es den Eltern:

Volle Schaufenster.
Stauende Kinderaugen,
verarbeitete Mütter
ziehen weinende Kinder an
der Hand. Viele Lichter
brennen, keine Sonne scheint.

Mit zwölf wollte ich Priester werden. Ich verfasste Dankgebete und
Lobgesänge in lyrischer Form. Mit gereimten Versen, die mehr oder
weniger den Gesetzen der Metrik gehorchten. Dass die meisten die-
ser Gedichte verlorengegangen sind, ist kein Unglück.

Mit einundzwanzig schrieb ich das erste Gedicht, zu dem ich heute
noch stehe.

Das Spiel

Dichtend erstrebe ich fünf Qualitäten: Menschliche Integrität, bür-
gerliche Zivilcourage, gedankliche Unbestechlichkeit, stilistische
Archaik und künstlerische Konsequenz. Vieles wird mir erst klar,
wenn ich es niederschreibe. Ich kann mich und die Welt nur schrei-
bend begreifen. Das Dichten ist ein Vorgang, mich dem Unbekann-
ten zu öffnen, es in mich aufzunehmen und komprimiert zu Papier

zu bringen. In gewisser Weise bin ich ein Vermittler von etwas, das durch mich hindurchfließt und oft schöner, bedeutender und ergreifender ist als das, was mich ausmacht. Der Weg nach innen führt über mich hinaus.

Dichtung muss einen überpersönlichen Sinn haben, sonst ist sie blosser Selbsttherapie. An diesen Sinn zu glauben, fällt heute schwer, da der Fortbestand der Menschheit ernsthaft gefährdet ist.

Wie viele andere habe ich Angst. Ich ringe mit einem grossen Unbehagen, das mir die Sprache verleiden will. Nur nicht schweigen, beschwöre ich mich. Das Schweigen der Lämmer lügt. Das Wort ist da, gehört zu werden.

Doch wie könnte ich die Wirkung des Dichters überschätzen! Sein Lebenswerk – nicht selten ein einziges Buch, das vor der Nachwelt besteht – ist wie ein sanfter Windstoss, der in die Wiese fährt und ihre Blumen und Gräser für einen kurzen Augenblick hin und her wiegt, niederdrückt und wieder aufrichtet.

Während ich meine Gedanken bändige, zaubert die Hand ein Gewebe von Worten aufs Papier. Ich bin nicht, ich entsinne mich. Ohne Gedächtnis kein Gewissen. Ohne Gewissen keine Wahl. Ohne Wahl kein seelisches Reifen. Ohne seelisches Reifen keine Erfahrung. Ohne Erfahrung keine Erkenntnis. Ich bin nicht, ich entsinne mich. Ich bleibe zurück, weil ich ausschreite. Hier und Jetzt: Gleichgültig. Im Vergangenen bewältige ich das Kommende. Dichten heisst sich häuten.

Mit der ernststen Miene eines frühreifen Kindes spiele ich das Spiel, das jede Dichtung sein sollte. Schreibend banne ich die Tragik des

Wirklichen, schreibend beschwöre ich die Erhabenheit des Möglichen. Das Mögliche ist das Unmögliche, an das niemand glaubt.

Das Wesen

Dichtend entwerfe ich Wirklichkeiten und stelle sie dar. Ich überlebe nur darstellend: Das Imaginäre ist die Luft, die ich atme. Dichten muss keinen Sinn haben; wer fragt sich beim Atmen, ob es sinnvoll sei? Wer nicht dichtet, um zu atmen, wird kein Werk schaffen, das die Menschen bewegt.

Das Wesen der Kunst ist die Kunst des Wesentlichen. Wer zu viel redet, sagt zu wenig. Ich schreibe wenig, um nicht zu schwätzen.

Kunst ist das Gegenteil von Können. Der Dichter bleibt ewig ein Dilettant. Was er sich bei dem einen Gedicht aneignet, steht ihm beim nächsten im Weg. Die Vollendung einer Arbeit wirft ihn auf sich selbst zurück und macht ihn neuerdings zum Anfänger. Die Königstugend des Dichters? Geduld.

Wichtig sind das Erleben, die Liebe, der Gedanke, die Poesie – das Werk ist zweitrangig. Jesus Christus hat nichts mit der katholischen Kirche zu schaffen, Günter Grass nichts mit dem Nobelpreis, John Lennon nichts mit der Beatlemania. Der Mensch neigt dazu, andere und anderes zu vereinnahmen. Ein jüdischer Rabbi wird zum Sohn Gottes stilisiert, ein Poet zum Dichturfürsten, ein Musiker zum Idol. Was Zeitgenossen und Nachkommende aus dir und deinem Werk machen, hat wenig mit dir und deinem Werk zu schaffen.

Die westliche Welt der Postmoderne – unsere globalisierte Gesellschaft – zerstört die Poesie. Es braucht eine ungeheure Anstrengung, sich den poetischen Blick zu bewahren. Es ist nicht die Zeit für Gedichte. Doch was diese Zeit am dringendsten benötigt, um nicht in die technokratische Barbarei zu driften, sind gerade Gedichte. Ihre Poesie widersetzt sich der wertfreien Rationalität des neoliberalen Menschen. Ihre Magie widerlegt eine irregeleitete Wissenschaft, die nicht Halt macht vor der Ausbeutung und Zerstörung von Mensch und Natur.

Wissen bedingt Gewissen. Im Zeitalter der Gigatechnik, der lärmenden Maschinen und schweigenden Menschen bewirkt ein literarisches Flüstern nichts. Ich glaube an die Moral der Dichtung – eine Kraft, die Menschen ergreifen und gesellschaftliche Prozesse auflösen kann.

Auch die Politik mit ihren Kriegen und humanitären Katastrophen braucht eine lyrische Gegenkraft. Nach Auschwitz, Korea, Vietnam, Ruanda, Bosnien, Afghanistan, Tschetschenien, dem Irak und Syrien keine Gedichte zu schreiben, wäre barbarisch.

Die Verwandlung

Das Gebot der Stunde heisst Konzentration. Doch wie erreicht der Einzelne den Zustand der Konzentration? Durch Verweigerung, Verzicht, geistige Sammlung und Kontemplation. Wer seine Aufmerksamkeit schult, reduziert sein Leben unwillkürlich auf das Gehaltvolle, Wesentliche. Wer wesentlich wird, konzentriert sich – er findet zu seinem Mittelpunkt.

Dichter suchen Juwelen. Sie finden sie im Rohzustand, ihr Schliff lässt sie glitzern. Ein gelungenes Gedicht ist klar, dicht und licht. Es bewegt die Seele und schärft den Verstand. Ein gelungenes Gedicht schenkt Empfindung, Erfahrung und Erkenntnis. Es verpflichtet und befreit gleichermassen. Ein gelungenes Gedicht ist wahr, tief und gut wie ein Liebeswort.